

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 32 (1938)
Heft: 24

Artikel: Die Burg Wildegg [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung und Unterhaltung

Die Burg Wildegg.

(Schluß.)

Das anstoßende, kleine sogenannte „Blaue Kabinet“ trennte erst Bernhard Sigmund von Eßfinger von der Verlängerung des langen Korridors ab und richtete es als Fremdenzimmer ein.

Wir kehren nach dem Treppenturme zurück, steigen einige Stufen hinauf und wenden uns wieder rechts nach dem ehemaligen Dekonomiegebäude. Den Raum, den wir zunächst aus dem Korridor betreten, nannten die späteren Schloßbesitzer „Karpfenstube“, nach der ehrwürdigen Ahnfrau Felicitas von Karpfen, Gemahlin des Hans Ludwig von Eßfinger (1573 bis 1637), der dieses Stockwerk aufführen und zu Wohnzwecken einrichten ließ. In späteren Zeiten diente die Karpfenstube den Knaben als Schul- und Lehrzimmer und schließlich als Gastzimmer für Verwandte und Freunde. Wohnlicher war die anstoßende Eckstube. In diesem Zimmer schenkte Katharina ihrem Gemahl nicht weniger als fünf Söhne und vier Töchter. Damals stand an Stelle des gegenwärtigen Kamins das breite Ehebett mit Vorhängen. Unter Albrecht Nikolaus von Eßfinger (1735 bis 1803) wurde der Raum dem Schloßschaffner überlassen. Sigmund von Eßfinger (1769 bis 1825) ließ den Kamin und Schränke hineinbauen, verlieh ihm durch eine Wolltapete ein freundlicheres Aussehen und schmückte die Wände mit Jagdwaffen, worauf er als Junggeselle viele Jahre darin wohnte.

Zum Treppenhaus zurückkehrend steigen wir nach dem zweiten Stockwerke hinauf. Dieses wurde früher nur zum Teil von der Schloßherrschaft bewohnt. Der geräumige Korridor diente auch als Küche für besondere Anlässe; von ihr blieb noch der Herd mit Kaminhut erhalten. Wir betreten zuerst das kleine Zimmer, das man in früheren Zeiten den Mägden überließ, dann dem Schloßverwalter als Wohnung zuwies, bis man es, zufolge der Raumnöte, in freundlicherer Ausstattung für die Töchter des Hauses und schließlich als Gaststube verwendete.

Nicht nur in fast allen Burgen, sondern auch in den Patrizierhäusern der Städte treffen wir einen größeren Raum, der ausschließlich zur Benützung an festlichen Tagen wie

Taufen, Verlobungen, Hochzeiten und ähnlichen Familienanlässen bestimmt war und darum in das oberste Stockwerk verlegt wurde. Auch Wildegg besitzt einen solchen Festsaal. Sein Mobiliar wurde bis auf den alten Schrank, der die Trophäen enthält, die Bernhard von Eßfinger aus der Türkenbeute vor Wien geschenkt erhielt, und das alte Uhrengehäuse aus den Depots des Landesmuseums geliefert, die Waffen, bis auf eine Trophäe, aus dem ehemaligen Zeughause in Zürich geliehen.

Durch eine Türe in der Seitenwand betreten wir die „Graue Stube“. Ihre bemalte Balkendecke und die Flecklingwand weisen ähnliche Malereien auf wie der Festsaal. Zahlreiche Porträte der Vorfahren und ihrer Verwandten in den dunklen Staatskleidern sollen ihr eine düstere Stimmung verliehen haben, die noch durch den Nachteil erhöht wurde, daß sie nur durch ein Fenster Licht empfing. Davor lag das Bedientenzimmer mit einer ähnlichen Decken- und Wandverzierung. Erst der letzte Eßfinger, Rudolf, Geniehauptmann, ließ die Zwischenwand ausbrechen und den neuen, vergrößerten Raum freundlicher ausstatten, wobei er gleichzeitig die Wände mit Erzeugnissen seiner Malkunst schmückte, zu deren Ausübung er sich den Dachraum als Atelier einrichtete. Seit dieser Zeit nannte man ihn „Junfer-Hauptmann-Stube“. Jetzt ist der frühere Zustand wieder hergestellt.

Die übrigen Räume des Schlosses sind nur mit besonderer Erlaubnis zugänglich.

Vom Korridor aus betritt man auch das zweite Turmgeschloß. Es soll nach der Tradition ursprünglich als Schloßkapelle verwendet worden sein, diente aber nachweisbar nur als Vorratskammer und später als Archiv, sowie nebstbei zur Aufbewahrung von Kleinodien und Geld.

Der Dachraum des ehemaligen Dekonomiegebäudes enthielt die Rüstkammer, da Wildegg, wie wir schon vernahmen, zu den Besten Berns zählte und darum die Ausrüstung für eine kleine Truppe barg. Nach dem Sturze der alten Eidgenossenschaft im Jahre 1798 mußte der ganze Inhalt, bis auf wenige Stücke, der helvetischen Regierung ausgeliefert werden.

Ueber dem zweiten Stockwerke des Hauptgebäudes befindet sich der „Rote Estrich“, so genannt wegen des roten Backsteinbodens. Er enthält einen großen Vorplatz, an den sich zwei Vorratskammern und das Billardzimmer anschließen. Letzteres wurde namentlich von den

Söhnen des Hauses benutzt. Das 1783 angekaufte Billard ist noch erhalten. Endlich gelangt man von hier nach der sogenannten „Schwenbkammer“ im dritten Turmgewölbe. Von der trüben Gemütsstimmung, die den Schloßherrn infolge der vielen Pestjahre beherrschte, legt die Inschrift auf der Außenseite der Türe mit dem Totenkopfe darunter Zeugnis ab. Auch sie entstand 1664. Später wurde dieser Schlafraum wieder aufgegeben und als Vorratskammer für Hausgeräte, gedörrtes Obst, Seife, Teekräuter, Pulver, alte Bücher und Manuskripte eingerichtet, bis dann um die Mitte des 19. Jahrhunderts die ansehnliche Schloßbibliothek darin ihre Unterkunft fand, mit einigen Altertümern und Merkwürdigkeiten, die der geschichtskundige letzte Schloßherr Rudolf von Effering (1803 bis 1872) der Aufbewahrung wert hielt. Damit ist unser Rundgang im Schlosse beendet.

Wir scheiden nicht von dieser Stätte, ohne nochmals pietätvoll des Geschlechtes zu gedenken, das sie während Jahrhunderten in Ehren bewohnte und namentlich seiner letzten Angehörigen, Julie von Effering (gestorben am 25. Oktober 1912), welche durch die Schenkung ihres Besitzes an die Eidgenossenschaft ihrer vornehmen, vaterländischen Gesinnung Ausdruck verlieh, würdig ihres Vaters und ihrer Ahnen.

A. B.

Heimgefunden.

In der Nähe eines größeren Dorfes im Schweizerischen Mittelland steht ein einfaches, altes Bauernhaus. Vor den Fenstern blühen den ganzen Sommer hindurch leuchtende Geranien und auch dem Gärtchen neben dem Hause sieht man an, daß die Hausfrau eine Blumenfreundin ist, so daß oft die vorübergehenden Leute am Gartenzaun stehen bleiben, um sich zu freuen an der Rosen-, Nelken- oder Asternpracht. Hinter dem Hause sind Pflanzplätz und Hofstatt und rings um das Anwesen herum liegen einige Wiesen und Felder. Im Stall stehen etliche Kühe und nebendran machen sich die Schweine durch lebhaftes Grunzen bemerkbar, während ein bunter Hahn mit seiner Hühnerschar im Hofe herum spaziert. Alles macht einen guten, friedlichen Eindruck, man denkt unwillkürlich: hier wohnen glückliche Menschen.

Eine fröhliche Kinderchar, sieben Mädchen und ein Knabe, sorgen, daß Sang und Klang

im Hause nie aufhört. Die Mutter ist selber eine fröhliche Natur, sie hat eine schöne Stimme und singt gerne mit ihren Kindern. Oft an schönen Sonntagabenden sitzt die ganze Familie vor dem Haus, Mutter und Kinder singen ein Lied nach dem andern, während der ernste Vater daneben sitzt und seine Pfeife rauchend gar gerne zuhört. Die Kinder haben früh schon helfen müssen in Haus und Feld, denn da ist weder Knecht noch Magd. So wachsen sie heran, gewöhnt an Arbeit und Gehorsam. Die älteste Tochter ist schon nicht mehr daheim, sie ist in einem Pfarrhause im Dienst, wo die Eltern sie gut aufgehoben wissen.

An einem schönen Abend im Frühsommer stand der kleine siebenjährige Kläusli vor dem Haus und spähte nach dem Vater aus, der mit der Milch in die Käseerei gegangen war. Sobald er ihn erblickte, rief er ins Haus hinein: Mutter, der Vater kommt. Darauf ging er zum Stall, zur Scheune und gegen den Pflanzplätz und rief seine Schwestern zusammen zum Nachtessen. Alle setzten sich an den großen Tisch in der Küche, die Mutter trug die dampfende Suppe auf den Tisch, während der Vater große Stücke von einem mächtigen Brotlaib abschnitt. Nach dem Tischgebet hörte man eine Weile nichts als das Geklapper der Löffel, aber als der Kleine seinen ersten Hunger gestillt hatte, mußte er mit seiner großen Neugierde herausrücken. „Vater, am Montag haben wir Ferien, dann kann ich dir auch helfen, gell?“ „So, so“, meinte der Vater lächelnd, „dann ist nur brav Suppe, daß du stark wirst und bald mähen kannst.“ Klaus streckte seine Arme in die Höhe und rief: „Oh, ich bin schon stark, aber deine Sense ist mir zu groß und zu schwer, du mußt mir eine kleine kaufen.“

Eben wollte der Vater wieder antworten, als die Türe aufging und der Briefträger der aufstehenden Mutter eine Zeitung und einen Brief entgegenstreckte. „Von der Gret“, sagte sie und reichte beides dem Vater. Erst als die Töchter den Tisch abräumten, öffnete der Vater den Brief, setzte die Brille auf und las, was seine Tochter schrieb. Es war jedenfalls nichts Angenehmes, denn sein Gesicht war plötzlich voll Unmut. Er reichte den Brief der Mutter und verzog sich in den Stall. Erst als die Kleineren im Bett waren, wurde über den Brief gesprochen. „Die Gret kommt heim, sie hat ihre Stelle gekündigt“, sagte die Mutter den Töchtern, „das gefällt uns gar nicht, nicht einmal ein Jahr hat sie ausgehalten.“ „Man muß